ABENTEURER, DIPLOMAT, ARCHÄOLOGE – Max Freiherr von Oppenheim war eine schillernde Persönlichkeit; seine ganze Liebe galt dem Orient (hier vor zwei Löwen vom Tell Halaf).

ALLE S/W-FOTOS DES ARTIKELS: MAX FREIHERR VON OPPENHEIM STIFTUNG, KÖLN

Magie des Orients

Von Klaus-Dieter Linsmeier

Aus eigenen Mitteln unternahm Max Freiherr von Oppenheim eine der größten Grabungskampagnen im Alten Orient. Und doch blieb er als »Halbjude« in Deutschland stets ein Außenseiter. Jetzt wird seine im Krieg zerstörte Sammlung restauriert.

TAUSENDUNDEINE NACHT LANG fesselte Scheherazade ihren grausamen König mit Geschichten, bis sie am Ende sein Herz gewonnen hatte. Nicht minder faszinierten ihre kunstvollen Erzählungen den Gymnasiasten Max Freiherr von Oppenheim (1860–1946). Aus der kindlichen Begeisterung erwuchsen Abenteuerlust, politische Ambitionen und Forscherdrang. Obwohl ihm der Antisemitismus manche Möglichkeit verbaute, avancierte der Aristokrat mit jüdischem Familienhintergrund doch vom Laien zu einem Experten der Beduinenforschung und der Archäologie des Alten Orients. Bei der Bombardierung Berlins 1943 zerbarsten seine grandiosen Funde. Erst jetzt schicken sich Archäologen und Restauratoren an, Tausende von Fragmenten wieder zusammenzufügen: monumentale Skulpturen und einmalige Reliefs vom Tell Halaf, einem antiken Herrschersitz im heutigen Nordsyrien.

Sein ungewöhnlicher Lebensweg war Oppenheim keineswegs vorgezeichnet. Als Spross einer jüdischen Bankiersfamilie hätte er eine leitende Funktion beim Kölner Bankhaus Salomon Oppenheim übernehmen sollen. Doch war er zwar dem Wunsch des Vaters gefolgt, die Juristerei zu erlernen, seine Leidenschaft gehörte aber dem Orient. In Marokko erkundete er als erster Europäer abgelegene Gebirgsregionen, von Kairo aus unternahm er eine zwei Jahre dauernde Expedition zum Persischen Golf.

Welche Betätigung wäre besser geeignet gewesen, gesellschaftlichen Stand, Neigung und Beruf zu verbinden, als der diplomatische Dienst? Doch im Auswärtigen Amt grassierte der Antisemitismus. Dass Oppenheims Mutter Katholikin und sein Vater konvertiert war, zählte nicht. Nur dank eines hochrangigen Fürsprechers wurde er 1896 an das deutsche Generalkonsulat in Kairo entsandt, aber ohne Diplomatenstatus und mit einem jährlich zu verlängernden Vertrag. Welch eine Schmach für einen Aristokraten!

Allerdings ließ ihm diese lose Anbindung an die Behörde auch Freiheiten. Seine Aufgabe kam ihm gelegen: Beobachten der islamischen Welt. Die Historikerin Gabriele Teichmann, Leiterin des Archivs

DIE »VERSCHLEIERTE GÖTTIN« sollte Oppenheims Leben verändern. Sie war die erste monumentale Skulptur, die 1899 bei einer Suchgrabung am Tell Halaf zu Tage kam.

der Salomon-Oppenheim-Bank, vermutet (siehe Buchtipp S. 97): »Wahrscheinlich hätte er sich selbst als eine Art Sonderbotschafter für den Orient definiert.« Dass Oppenheim gute Arbeit leistete, bezeugt ein Schreiben seines Vorgesetzten, des Generalkonsuls Paul Graf von Wolff Metternich, der dem Berliner Ministerium eine Vollanstellung empfahl. Metternich sorgte auch dafür, dass sein verdienter Mitarbeiter den Kaiser persönlich traf. Doch die preußische Ministerialbürokratie sperrte sich, Oppenheim blieb im Amt ein Außenseiter.

Ungeahnte Überraschungen

Diese Rolle verstand er allerdings zu nutzen. Er bewohnte ein Haus abseits des europäischen Viertels, richtete es im orientalischen Stil ein, veranstaltete dank der großzügigen Unterstützung durch seine Familie rauschende Feste – darunter auch eine Inszenierung zu »Tausendundeine Nacht« – und knüpfte freundschaftliche Kontakte zu hochrangigen Vertretern der islamischen Welt. Den Briten, die Ägypten besetzt hatten, war der Mann suspekt und galt als Geheimagent, der archäologische und ethnologische Interessen nur vortäuschte.

Sein Ruf als Kenner Arabiens veranlasste die Deutsche Bank, Oppenheim mit der Erkundung einer Trasse für die geplante Bagdadeisenbahn zu beauftragen. Mit zwei Sekretären und einem Fotografen begab er sich auf die abenteuerliche Reise. Einmal mehr bei Beduinen zu Gast, hörte er in Nordsyrien von einem geheimnisvollen Hügel. Dort habe ein Begräbnis steinerne Tierfiguren ans Licht gebracht. Am 19. November 1899 betrat er zum ersten Mal den Tell Halaf am Habur, einem Nebenfluss des Euphrat (Karte S. 74), und entdeckte nach wenigen Spatenstichen Basaltskulpturen und Reliefs (Foto oben): »Ungeahnte Überraschungen wurden mir zuteil – es war ein Wendepunkt in meinem Leben.« Er vergrub seine Funde wieder und bemühte sich so bald als möglich in Konstantinopel, der Hauptstadt des Osmanischen Reichs, um eine Grabungskonzession.

Oppenheims Bericht zur Trassenführung der Bagdadbahn, den er 1904 vorlegte, offenbart seine Distanz zur Realpolitik: Statt einer technische Machbarkeitsstudie und Rentabilitätsbetrachtung lieferte er ein Konzept zur Entwicklung der Region. In der Vorstandsetage der Deutschen Bank galt dies als »Gefasel« und Versuch, Aufmerksamkeit zu erregen.

Die genoss der Orientexperte freilich längst. In seinem Haus gingen Berühmtheiten ein und aus wie der Fürst Liechtenstein, der amerikanische Hoteltycoon John Jacob Astor, Mitglieder des deutschen Kaiserhauses oder der Schriftsteller Karl May, der sich bei Oppenheim über die Beduinen informierte. Alles in allem dürfte sein Leben in Kairo angenehm gewesen sein.

Doch im Jahr 1909 ermahnten ihn die Behörden in Konstantinopel, seine Grabungskonzession zu nutzen, da inzwischen auch Briten und Amerikaner am Tell Halaf Interesse bekundet hatten. Zudem baten deutsche Orientwissenschaftler in einem Schreiben, »dass Sie das Unternehmen, das Sie vor nunmehr einem Jahrzehnt begonnen haben, durch eine Ausgrabung großen Stils krönen werden«. Ohne solch privates Engagement wären die erwarteten wissenschaftlichen Ergebnisse wohl anderen Ländern zugefallen. Denn, so die Forscher: »Die staatlichen Mittel in Deutschland sind durch die großen babylonischen Ausgrabungen festgelegt.« ▶

Im November 1910 nahm Oppenheim seinen Abschied vom Auswärtigen Amt, um sich ganz dem Tell Halaf zu widmen. Was als Abenteuer begonnen hatte, wollte er nun professionalisieren. Der Bauforscher Robert Koldewey (1855–1925) hatte mit seinen Großgrabungen 1899 in Babylon und 1903 in Assur Maßstäbe gesetzt. Wie dieses große Vorbild überließ auch Oppenheim die Freilegung und Dokumentation von Bauten und Siedlungsschichten geschulten Grabungsarchitekten. Dafür konnte er Felix Langenegger gewinnen, der unter Koldewey das Ischtartor von Babylon ausgegraben hatte. Karl Müller als zweiter Architekt, ein Fotograf und ein Sekretär ergänzten das Team, das später noch erweitert wurde. Aus Deutschland beschaffte Oppenheim eine Feldbahn samt Kipploren, Gleisen und Weichen. Mit Zelten, einer Dunkelkammer, Baumaterial für ein Grabungshaus und allen notwendigen Geräten kamen 21 Tonnen Expeditionsgepäck zusammen, die in Aleppo auf Hunderte von Kamelen geladen wurden. Oppenheim selbst reiste mit einer kleineren Karawane, um unterwegs Zeugnisse der Geschichte im Umfeld des Hügels zu studieren.

Als die Mannschaft nach fünf Wochen am Tell Halaf eintraf, erwartete sie eine unangenehme Überraschung: Fern von Konstantinopel galten Empfehlungsschreiben und Grabungslizenz nicht viel. Die örtlichen Behörden versuchten Geld zu erpressen. Die Deutsche Botschaft in Konstantinopel protestierte, die korrupten Beamten wurden ersetzt. Doch nun erwies es sich als schwierig, verlässliche Arbeiter zu finden. Erst als Oppenheim Beduinen anheuerte, konnte das Unternehmen starten. Er pflegte so enge Beziehungen zu ihnen, dass Agatha Christie noch zwanzig Jahre später in den Beduinenzelten des Haburgebiets Geschichten über »El Baron« hörte.

Der Palast des Kapara

Dicht unter der Oberfläche des Ruinenhügels kamen monumentale Skulpturen zum Vorschein; die Arbeiter waren auf die Nordfassade eines prächtigen *hilani* gestoßen, eines Palasts, der einst auch sakralen Zwecken diente. Riesige Götterbilder hatten das Gebälk des Eingangs getragen, in der Mitte der Wettergott, auf einem Stier stehend, links und rechts davon seine Gemahlin und sein Sohn, jeweils auf Löwen. Sphingen und Reliefplatten mit kunstvollen Darstellungen von Menschen, Tieren und Mischwesen flankierten die Gruppe. Auch Gebrauchs- und Kultgegenstände aus Kupfer, Silber, Gold und Elfenbein fanden die Ausgräber. Brandschutt verriet, dass dieses prächtige Gebäude durch eine Katastrophe zerstört worden war.

Den Bauherrn nannten Inschriften: Kapara, offenbar ein aramäischer Herrscher. Die Ausgräber fanden in tieferen, also älteren Siedlungsschichten auch eine bis dahin unbekannte, bunt bemalte Keramik. Oppenheim glaubte deshalb, die aramäische Stadt sei direkt aus einer Vorgängerkultur hervorgegangen. Doch er irrte. Die Keramik stammt von der nach ihrem Erstfundort benannten, wesentlich älteren Tell-Halaf-Kultur (6000–5400 v. Chr.). Auch die Datierung des Fürstensitzes anhand von Stilvergleichen durch den Althistoriker Ernst Herzfeld (1879–1948) erwies sich später als falsch: Kaparas Tempelpalast war nicht im 3. Jahrtausend, sondern um 900 v. Chr. erbaut worden.

Heute wissen wir: Im 2. Jahrtausend v. Chr. wanderten aramäische Nomaden aus der syrisch-arabischen Steppe in das fruchtbare Quellgebiet des Habur ein und gründeten Stadtstaaten. Doch im 9. Jahrhundert v. Chr. expandierte das neuassyrische Reich und die Fürstentümer wurden eingegliedert. Aus assyrischen Archiven kennen wir den antiken Namen des Tell Halaf – Guzana – und auch sein weiteres Schicksal: Im 8. Jahrhundert v. Chr. versuchte der Fürst vergeblich, die Fremdherrschaft abzuschütteln; vermutlich sind Brandschichten und Zerstörungen am *hilani* Zeugnisse einer Strafexpedi-

EIN SCHLOSS IN DER WÜSTE – Oppenheim ließ ein großzügiges Grabungshaus errichten und allerlei Annehmlichkeiten wie deutsches Mineralwasser von Aleppo aus mit Karawanen zum Tell Halaf bringen.

EMDE-GRAFIK / ABENTEUER ARCHÄOLOGIE

MEHRERE ARCHITEKTEN und bis zu 500 Beduinen legten die Paläste und Tempel Guzanas frei. Links vorne eine Wächterstatue: der Skorpionvogelmann.

tion. Schließlich übernahm ein assyrischer Statthalter die Leitung Guzanas.

Viele Fragen sind auch heute noch offen. So bestätigt Winfried Orthmann, Mitglied des deutschen Archäologischen Instituts und Emeritus der Universität Halle-Wittenberg, dass der Tempelpalast dem Bauschema eines *hilani* der Hethiter entspricht – lang gestreckter Hauptraum, Eingangshalle mit weitem Tor, Reliefs und Figuren an der Fassade. Doch die Götterfiguren im Eingangsbereich kommen andernorts nicht vor, dort tragen Säulen das Dach. Offenbar hatte Guzana eine eigene Bildsprache entwickelt. Vor allem: Einige Stilelemente scheinen den Hurritern abgeschaut, einem weiteren Volk, das die Geschichte Mesopotamiens geprägt hat. Die Aramäer konnten den *hilani* zwar in späthethitischen Stadtstaaten kennen gelernt haben, doch das Reich der Hurriter war längst vergangen.

Im Sommer 1913 beschloss Oppenheim, die Arbeiten zu unterbrechen und die Funde in Berlin wissenschaftlich zu bearbeiten. Aber das türkische Antikengesetz verbot jegliche Ausfuhr solcher Güter. Der Forscher setzte alle Hebel in Bewegung, erreichte aber nur, dass ihm 43 Kisten mit Kleinfunden offiziell »geschenkt« wurden. Zwar stellten auch diese einen beträchtlichen Wert dar, die monumentalen Bildwerke verblieben jedoch im Grabungshaus. Geschickt zögerte Oppenheim dessen Übergabe hinaus, indem er das Haus der Bagdadbahn-Baugesellschaft zur Verfügung stellte. Im folgenden Jahr wollte er zurückkehren.

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 machte seinen Plan zunichte. Im Alter von 54 Jahren kehrte der seinem Kaiser Wilhelm II. treu ergebene Oppenheim in den diplomatischen Dienst zurück. Noch im Herbst legte er ein Konzept vor, wie in den islamischen Ländern mit deutscher Hilfe ein Heiliger Krieg gegen die Kolonialmächte Großbritannien und Frankreich auszulösen sei. Eine »Nachrichtenstelle für den Orient« wurde ins Leben gerufen, um entsprechendes Propagandamaterial zu erstellen. Unterfinanziert, stand sie nie im Mittelpunkt des strategischen Interesses und wurde schließlich aufgelöst, als die Westfront mit ihrem mörderischen Stellungskrieg alle Aufmerksamkeit auf sich zog.

Freilich sorgte sich Oppenheim auch in dieser Zeit um die in Nordsyrien verbliebenen Funde. Mit Wilhelm von Bode, Generaldirektor der Königlichen Museen auf der Berliner Museumsinsel, schloss er einen Überlassungsvertrag, der unter anderem eine erhebliche Summe für Transport und Restaurierung vorsah. Das Kriegsende 1918 machte die Vereinbarung obsolet, denn die Museen gingen in den Besitz einer mittellosen Republik über.

Ein »Mischling ersten Grades«

Fünf Jahre später schmolz Oppenheims eigenes Vermögen durch die Inflation dahin. Doch dank der Unterstützung durch seine Familie und diverser Darlehen konnte er 1922 in Berlin ein Orient-Forschungsinstitut gründen. In einer Wohnung am Savignyplatz brachte er seine 40 000 Bände umfassende Bibliothek unter, außerdem seine Sammlung von orientalischen Teppichen, Schmuck und Trachten.

Es sollten weitere vier Jahre vergehen, bis Deutschlands Aufnahme in den Völkerbund eine Rückkehr zum Tell Halaf ermöglichte. Das Osmanische Reich war Geschichte, Syrien stand unter französischem Mandat. Oppenheims Ansinnen wurde freundlich aufgenommen und er unternahm 1927 eine neue Expedition. Das Grabungshaus fand er zwar durch Kämpfe zerstört, doch Skulpturen und Reliefs hatten zum Glück kaum Schaden genommen. Großzügig überließ die französische Mandatsregierung dem Ausgräber die meisten Objekte. Für die in Syrien verbleibenden Funde richtete er in Aleppo ein Museum ein, aus dem das heutige Nationalmuseum hervorgegangen ist. Ein Darlehen der Deutschen Bank mit einigen Tell-Halaf-Funden als Sicherheit gab ihm den nötigen Spielraum. 1929 unternahm der mittlerweile Siebzigjährige eine letzte, kurze Grabungskampagne.

Es folgten zehn Jahre, in denen Oppenheim immer wieder um Aufnahme der antiken Kunstwerke in die Vorderasiatische Abteilung des Pergamonmuseums in Berlin rang, während sie in seinem privaten Tell-Halaf-Museum Besucherströme anlockten. Bei einem Schätzwert von mehreren Millionen Reichsmark und angesichts seiner hohen Schuldenlast erhob der Ausgräber Forderungen, die das Museum als zu hoch ablehnte. Doch das war wohl nur die halbe Wahrheit: An der Sammlung bestand großes Interesse, aber nicht an ihrem Ausgräber. Diesem schlug inzwischen der harsche Wind des Antisemitismus ins Gesicht. Obwohl sein Vater zum Christentum konvertiert war, zählte der Gelehrte als »Halbjude« – laut den Nürnberger Reichsgesetzen von 1935 war er ein »Mischling ersten Grades« mit zwei jüdischen Großeltern und einem jüdischen Elternteil. Diese Grauzone der nationalsozialistischen Rassenpolitik ersparte ihm zwar Repressalien wie das Tragen des Judensterns, doch unterlagen »Mischlinge« ebenfalls Einschränkungen ihrer Rechte. Zum Beispiel musste Oppenheim alte Kontakte im Auswärtigen Amt be- ▶

OLAF TESSMER

mühen, um von der Reichsschriftkammer eine Genehmigung zu erhalten, über die Beduinen zu publizieren.

Immer wieder musste der Forscher Antisemitismus erleben. Als er den Bankier Eduard von der Heydt zum Pistolenduell forderte – Oppenheim hatte seinem Gläubiger verpfändete Kunstwerke verweigert, worauf dieser einen beleidigenden Brief an die Deutsche Bank schrieb –, lehnte von der Heydt den Schusswechsel ab, da Nichtarier nicht satisfaktionsfähig seien. Auch Oppenheims wissenschaftliche Qualifikation wurde nun von einigen in Frage gestellt, wobei er den Kritikern allerdings selbst die Munition lieferte: Hartnäckig hielt er an der Datierung Guzanas auf das 3. Jahrtausend v. Chr. fest.

So verblieben die mittlerweile weltberühmten Bildwerke in der 1929 aus eigenen Mitteln umgebauten Maschinenfabrik, die ihm von der Technischen Universität Berlin-Charlottenburg zur Verfügung gestellt worden war. Für die Restaurierung hatte er den russischen Künstler Igor von Jakimow (1885–1962) gewonnen. Neben leicht ergänzten Originalen fertigte dieser in nur zwei Jahren auch vollständige Rekonstruktionen von Einzelbildwerken. Da Jakimow an den Ausgrabungen nicht teilgenommen hatte, musste er sich beim Zusammenfügen von Bruchstücken an deren Nummerierung und den Dokumentationen orientieren. Doch bei der Zerstörung des Grabungshauses waren einige Objekte aus dem Zusammenhang gerissen worden. Der Künstler ordnete sie anhand von Grabungsfotos einander zu, dabei unterliefen ihm nach heutiger Kenntnis einige Fehler. Alles in allem aber gelang eine beeindruckende Präsentation, und das Museum in der Franklinstraße 6 wurde 1936 vom Berliner »Baedecker« mit einem Stern empfohlen; das Pergamonmuseum hatte zwei.

Obwohl Oppenheim in seinem letzten Lebensjahrzehnt die Auswirkungen des Nationalsozialismus zu spüren bekam, konnte er seiner Arbeit nachgehen und musste offenbar nicht um sein Leben fürchten. Trotz aller Anfeindungen genoss er international einen guten wissenschaftlichen Ruf; vermutlich haben ihn seine Kenntnis des Orients und seine weit reichenden Kontakte geschützt. Anscheinend hatte er auch die Idee eines gegen Briten und Franzosen gerichteten Heiligen Kriegs im Schulterschluss mit Deutschland wieder vorgetragen, doch ohne nennenswerte Resonanz.

Ab 1940 wurde Berlin bombardiert. Der inzwischen herzkranke Gelehrte bangte um sein Lebenswerk, doch erst als eine Bombe das Orientinstitut am Savignyplatz in Mitleidenschaft zog, wurden wenigstens Teile der Bibliothek und wertvolle Orientalia in Schlössern der Umgebung untergebracht. Oppenheim zog in ein Hotel in Dresden. Im November 1943 fielen die Tell-Halaf-Objekte einem Bom-

DIE REKONSTRUKTION der Palastfassade war das Highlight des Tell-Halaf-Museums. Nun sollen die 1943 zerstörten Bildwerke wieder auferstehen (links außen: Restaurierung der Sphinx, Fehlstellen mit Gips ergänzt).

bardement zum Opfer – die Bildwerke zerbarsten. Walter Andrae, Leiter der Vorderasiatischen Abteilung, ließ neun Treckerfuhren Bruchstücke bergen und in den Keller des Pergamonmuseums bringen. Oppenheim selbst drückte kurz vor seinem Tod 1946 noch die Hoffnung aus, die Steinbilder könnten – nun endlich auf der Museumsinsel – wieder zusammengefügt werden.

Puzzle aus 25 000 Teilen

Doch dieser Wunsch sollte für Jahrzehnte unerfüllt bleiben. Denn das Pergamonmuseum gehörte nach der Teilung Deutschlands zu Ostberlin, für eine Bearbeitung der archivierten Trümmer fehlten die personellen und technischen Möglichkeiten. Lediglich Anton Moortgat, Ordinarius für Vorderasiatische Altertumskunde an der Freien Universität Berlin, unternahm mit Studenten Anfang der 1950er Jahre eine weitere Bergung von Fragmenten auf dem Ruinengelände des Museums. In der westlichen Fachwelt galten die Tell-Halaf-Schätze als unwiederbringlich zerstört.

Erst die Wiedervereinigung Deutschlands brachte die Wende und ein halbes Jahrhundert nach Oppenheims Tod wurde das Depot gesichtet. Unterstützt von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem Bankhaus Salomon Oppenheim will das »Tell-Halaf-Projekt« aus etwa 25 000 Bruchstücken und Splittern einige der monumentalen Bildwerke rekonstruieren. Der Restaurator Stefan Geißmeier entwickelte dazu zunächst an den Tierbasen der Götterbilder die erforderlichen Techniken. Probleme gibt es genug. Zum Beispiel werden die Skulpturen bereits zusammengefügt, obwohl noch nicht alle Fragmente erfasst und zugeordnet sind. Wie bei einem Puzzle müssen einzelne Steine also auch nachträglich einzufügen sein. Allerdings wiegt dieses Puzzle mitunter mehrere Tonnen. Die Beschaffenheit des Steins bereitet zusätzliche Sorgen, weil der Basalt 1943 durch Brand und Löscharbeiten gelitten hat. Dübel, Stifte und dergleichen Befestigungen würden nicht halten, die Einzelteile müssen oft verklebt werden.

Jede Skulptur wird zudem auf eine schwingungsdämpfende Auflage sowie in ein Bett aus druckfestem Mörtel gestellt. Denn die antiken Bildhauer hatten die Standflächen nicht plan bearbeitet – Materialspannungen und Setzungsrisse drohen ohne ausgleichende Maßnahmen. Und natürlich wollen die Restauratoren gemäß den heutigen Leitideen ihrer Zunft Original und Ergänzung für den Betrachter kenntlich machen, während ihr Kollege Jakimow in den 1920er Jahren mitunter ursprüngliche Flächen überpinselte.

In zwei Jahren sollen dreißig Bildwerke wiedererstehen, darunter die Götterbilder der Westfassade des *hilani*. Sie werden den beeindruckenden Zugang des Vorderasiatischen Museums bilden, das wie die ganze Museumsinsel in den kommenden Jahren generalüberholt wird. Nach mehr als einem halben Jahrhundert wird Oppenheims Wunsch endlich in Erfüllung gehen: Die Funde vom Tell Halaf werden dann im Kontext altorientalischer Hochkulturen zu sehen sein. ◀

KLAUS-DIETER LINSMEIER ist Redakteur bei Spektrum der Wissenschaft und Abenteuer Archäologie.

Wissen aus erster Hand

spektrumdirekt
Die Wissenschaftszeitung im Internet

Die Redaktion von spektrum**direkt** informiert Sie online schnell, fundiert und verständlich über den Stand der Forschung.

www.spektrum**direkt**.de/info